

rungsauftrag erfüllen, die Politikerin weiß, dass nur Stimmen erhält, wer bekannt ist. Und weil sie möglichst im besten Licht dastehen will, wird sie versuchen, die Medienleute für sich einzunehmen. Wenn sie darauf besteht, sich inszeniert spontan zu geben, beispielsweise auf einer Extremklettertour, die sie ohne Journalist und Fotograf nie machen würde, kann sie abschätzen, wie die Medienkonsumenten reagieren werden, denn die mediengewohnte Person kennt die möglichen Folgen eines öffentlichen Auftritts. Deshalb muss sie mehr Eigenverantwortung übernehmen als eine medienunbewohnte.

Die Entscheidung liegt bei den Medienschaffenden, wie weit Selbstdarstellung als Charaktereigenschaft, als politisches Stilmittel der zu porträtierenden Person einfließen soll.

Wir werden in den kommenden Kapiteln deshalb immer wieder unterscheiden zwischen Porträts von Medienprofis und Porträts von Personen, die von Medienleuten in die Öffentlichkeit geholt werden.

Die Vollständigkeitsmanie

Der Porträtierte ist nicht unser Forschungsobjekt, er soll nicht seziiert werden. Wir zeigen eine Momentaufnahme und maßen uns nicht an, jemanden endgültig zu definieren. Vielmehr wollen wir unsere durch vielerlei Bedingungen beschränkte, deshalb aber nicht weniger intensive Begegnung mit diesem Menschen zeigen und die Zuschauenden an dieser Begegnung teilhaben lassen.

Wir können beispielsweise auch eine verstorbene Person porträtieren, indem wir ihr Lebensumfeld befragen. Es gibt schöne Beispiele dafür, wie man mosaik- oder kaleidoskopartig ein differenziertes, berührendes und vor allem auch konzises Porträt zeichnen kann. Viel häufiger sind jedoch jene Texte und Sendungen, in denen die Vollständigkeitssucht ein Porträt kilt. Zu viele Daten, zu viele Worte, zu viele Beobachtungen, zu viele Interpretationen, da geht Zeit und Raum fürs Wesentliche verloren. Auch beim Porträt gilt es zu fokussieren, die magischen Momente zu suchen und zu zeigen.

8.2 Dramaturgie

Nach diesen generellen Vorüberlegungen nun zur konkreten Verarbeitung.

Die gute Selektion des Materials ist die erste Arbeit nach der Begegnung. Sie führt zu einer Hauptaussage, zur thematischen Stoßrichtung, zum prägenden und gleichzeitig einprägsamen Bild. Es muss uns nun gelingen, den Leserinnen und

Zuschauern den Eindruck zu vermitteln, dass sie beim Gespräch in der Küche oder im Büro des Porträtierten dabei waren.

Wichtige Zitate, Fremdeinschätzungen, Wertungen, eigene Eindrücke beim Gespräch, all das fassen wir für uns zusammen, markieren es oder notieren es verdichtet nochmals. So entsteht relativ schnell ein Gerüst, das beim Schreiben als Richtlinie dient.

Da kein Mensch auf 180 Zeilen und auch nicht auf 1.000, nicht in fünf Sendeminuten und nicht in einer einstündigen Sendung in all seinen Facetten gezeigt werden kann, müssen wir immer auswählen, gewichten, fokussieren. Dabei hilft der Anlass des Porträts. Wenn eine Bundespolitikerin nach hundert Tagen Amtszeit in ihrem neuen Alltag porträtiert wird, stehen ihre möglicherweise sehr schwierige Kindheit, ihre ersten Liebesenttäuschungen und ihre aktuellen Hobbys kaum zur Diskussion. Macht sich ein Regierungsmitglied für ein Atommüll-Endlager in seiner Region stark, interessiert die Bevölkerung wohl seine Motivation dazu und möglicherweise sein Umgang mit Energie, die Beziehung zu seiner Frau oder zu den Nachbarn indes in diesem Kontext weniger. Also lassen wir das weg. Verbreitet hingegen ein Abgeordneter öffentlich immer wieder seine Vorstellung einer heilen Familienwelt, will kaum jemand etwas über seinen Stromverbrauch wissen. Dann gilt es zu ergründen, wie der Mann persönlich als Familienvater agiert. Besonders gut geglückt ist das bspw. beim Porträt über Alfred Neven DuMont unter dem Titel »Der Zeitungspatriarch«. Der Text beginnt folgendermaßen:

Wer sechs Tageszeitungen herausgibt, dem mangelt es am Frühstückstisch nicht an Lesestoff. Doch Alfred Neven DuMont kann dem Zusammentreffen von Druckerschwärze und der ersten Tasse Kaffee des Tages nichts abgewinnen: »Beim Frühstück Zeitung zu lesen ist eine Unsitte...«
(Berit Schmiedendorf in: Cicero, 9/2007)

Der 80-jährige wird dann ausschließlich mit Medienfakten konfrontiert und durch sie beschrieben. So entsteht das Bild eines äußerst leidenschaftlichen, unermüdlichen Verlegers, das am Schluss mit einer Szene abgerundet wird:

Dafür hatte es sich der agile Publizist nicht nehmen lassen, Ende Mai die ersten Exemplare der geschrumpften Frankfurter Rundschau höchstpersönlich in der Frankfurter City an den Mann zu bringen – im FR-Shirt unter dem Sakko.
(Berit Schmiedendorf in: Cicero, 9/2007)

Fokussieren bedeutet also: Weniger ist mehr. Der Gefahr des allzu weiten – und des allzu engen – Blickwinkels begegnen wir mit einem klaren Aufbauaster, den wir zu Beginn festlegen. Denn auch beim Porträt gibt es verschiedenste dramatur-

gische Möglichkeiten. Wenn die Arbeit gut läuft, wird sich ein Ablauf fast wie von selbst ergeben. Doch das ist nicht immer so. Deshalb liefern wir hier verschiedene Ideen.

Drei Hauptvarianten

Idealerweise wird das Porträt erst einmal in einem Guss produziert werden. So wird die Sprache einheitlicher, es gibt weniger Brüche, Zufälligkeiten. In einem zweiten Schritt prüfen wir, ob die Aussagen, die Daten, die Zitate genau stimmen und feilen an der Sprache.

Aufbauen kann man ein Porträt nach einer Zeitstruktur, mit einem Szenenraster oder frei literarisch.

1. Der zeitorientierte Aufbau

Unter einem zeitorientierten Aufbau verstehen wir eine einfache dokumentarische Struktur, beispielsweise ein Tages- oder Reiseablauf, die Chronik einer Begegnung oder die lineare Biografie mit Blenden. Die klassische Biografie wirkt oft langweilig – hier, in der berührenden fesselnden und sehr persönlichen Geschichte eines alten Paares, drängt sie sich geradezu auf:

1945 kam ich aus dem Krieg – gerade 18 Jahre alt, zu Fuss vom Karlsbad über Prag. Alles war zerstört, überall Tod und Elend. Ein Onkel hatte zu mir gesagt: »wenn du nach Bayern flüchtest, dann geh nach Miesbach.« Er gab mir einen Brief mit, an einen Freund, den er aus dem KZ kannte. »Der hilft dir weiter.« So kam ich nach Oberbayern. Dort habe ich mein Mädchen gefunden. Und dort habe ich sie verloren.

Nach dem Krieg war ich bei der GCU, der Graves Concentration Unit ... Im Sommer 1946 erzählte mir Anna ... Am 11. September 1948 haben wir trotzdem geheiratet ... Unsere nächste Station war Bodelsberg bei Kempten ... Am 17. Juni 1988 kam er erste Herzinfarkt ... Die letzten neun Wochen vor ihrem Tod verbrachte Gretchen in der Psychiatrie ... Mitte September 2005 hatte ich nicht mehr die Kraft, ihr zu widersprechen ... Sonntag, 25. September 2005, war ein herrlicher Spätsommertag ...

(Süddeutsche Zeitung Magazin, 4. August 2006)

Hier dient ein Festakt als roter Faden durchs Porträt:

Bleich ist Liechtenstein im Februar, 25 Kilometer lang, 12 Kilometer breit, 80.000 Briefkastenfirmen, 30.000 Menschen. Nebel schliert durch Vaduz, Hauptdorf des reichsten Landes hienieden. Es ist Schmutziger Donnerstag, 07.02.2002, Beginn der Narrenzzeit.

Landtagseröffnung. Wie jedes Jahr schickt der Fürst sich an, sein altes Schloss, das hoch über dem Ort auf steilem Fels harrt, zu verlassen und hinunterzusteigen ins Flache.

Um dort, Punkt neun, vereint mit Regierung und Parlament, das Soufflat des Heiligen Geistes zu erleben ...Einsam und steif sitzt der Fürst in der ersten Bank, und der Pfarrer von St. Florin, Fürstlicher Geistlicher Rat, setzt zur Predigt an ...»Wir beten für den Fürsten«, sagt jetzt der Priester ...Es regnet. Man wartet. 25 Volksvertreter. 15 Journalisten. 4 Regierungsräte. Das Schweizer Fernsehen, das österreichische ...

Es ist Schmutziger Donnerstag im Fürstentum. Der Herrscher steht vor einem Stuhl, auf der Lehne leuchtet das Wappen ...Flieht hinaus in den Audi, FL 1, hinauf auf das Schloss, weltraumwärts.

(Erwin Koch in: Das Magazin 16/2002)

2. Der szenenorientierte Aufbau

Diese Art Aufbau wirkt locker, abwechslungsreich. Allerdings müssen sich Szenen ergeben, die etwas Typisches aussagen über die Person.

Collageartige Montage von Beobachtungen bei verschiedenen Ortsterminen: Die erste, zweite, dritte Annäherung an eine Frau mit vielen Facetten ... (In drei Kapiteln wird dann die Frau als wirbige Leaderin im Nationalratssaal, als umworbene Parteimitglied auf dem Fraktionsausflug und als dozierende Verwaltungsrätin bei der Generalversammlung beschrieben.)

Szenen rund um ein Tennisspiel und Exkurse für weitere Gespräche:

»Nein nein. Nicht neben, sondern anstelle von Angus Young!« Roger Federer lacht vergnügt, es ist der zweitletzte Abend des Tennisturniers von Dubai ... Bei einem Gespräch zwei Tage zuvor hatte ich wissen wollen, ob er sich über einen Gegner wie diesen Dänen überhaupt noch Gedanken mache. Es folgt ein wasserfallartiger Vortrag über die beeindruckenden Stärken seines Widersachers zu Juniorenzeiten ... Jene erste Unterhaltung mit Federer trug sich am Privatstrand eines der zahllosen Fünfsternehotels in Dubai zu... bei einem Besuch in Roger Federers Elternhaus in Bottmingen BL hatte mir der Vater erzählt, Borg

sei, ganz ähnlich wie sein Sohn, als Junior ziemlich ungezogen gewesen ... Bei einem Schlummertrunk im original Irish Pub auf dem Areal der Sportanlage fragte ich den Mann von L'Equipe, was er von Federer halte ... Am nächsten Tag wird Roger Federer das Finale gegen den Russen Michail Juschni gewinnen ...
(Weltwoche 12/2007. Das vollständige Porträt ist ab Seite 173 abgedruckt.)

3. *Der literarische Aufbau*

Dies sind originelle, allerdings bisweilen sehr gesuchte Aufbauformen. Da kann eine Metapher, die Sprechweise oder ein unkonventioneller Blickwinkel als Leitmotiv dienen. Eine anspruchsvolle Form, die schnell ins Groteske abgleiten kann, deshalb eher den Könnern überlassen.

Erzählform als Motiv, beispielsweise das Märchen:

Es war einmal ein Christdemokrat. Der lebte hinter den sieben Bergen in Bonn am Rhein und glaubte noch an Märchen. Er stellte sich vor, dass man den garsichtigen bayrischen Frosch Franz Josef Strauß nur an die Wahlkampfwand ...
(Jürgen Leinemann über Franz Josef Strauß)

Sprachebene als Leitmotiv, beispielsweise Sport- oder Kriegssprache:

Der Minister verließ die bisher sorgsam gehütete Deckung. Er stieg, als die Sonne am höchsten stand, von seiner Igelstellung auf der Hardthöhe herab zum Kanzler ins Tal zum Duell: High noon in Bonn. Die beiden Männer maßen sich kühl, als sie im Arbeitszimmer Kiesingers im Palais Schaumburg zusammentrafen. Zunächst zündete der Verteidigungsminister nur hin und wieder eine politische Miene ... Die Visiere wurden wieder heruntergeklappt, die Lanzen wieder eingelegt ...
(»Der Spiegel« über den früheren Verteidigungsminister Gerhard Schröder)

Ungewöhnlicher Blickwinkel als Leitmotiv: Beispielsweise Cordt Schnibben über Prinzessin Stefanie von Monaco aus der Sicht eines unglücklich Verliebten, oder Erwin Koch über einen Ameisenforscher, aus der Sicht der Ameisen geschrieben.

Titel und Einstiegsvarianten

Auch beim Porträt sind Titel und Einstieg wesentliche Elemente. Sie prägen die Erwartung und Haltung der Leserinnen und Leser gegenüber der porträtierten Person stark. Sie setzen ihnen quasi eine Brille auf und müssen deshalb besonders sorgfältig gewählt werden. »Alles hängt vom Anfang ab, alles hängt von der Sprache ab, von der ruhigen Entfaltung, dem Tempo, dem Ton. Wenn eines nicht stimmt, stimmt nichts«, schreibt Gerhard Spörl, Ressortleiter »Der Spiegel«. Publiziert ist der Text im Buch mit den besten journalistischen Geschichten des Jahres 2007. Der Titel – Teil eines Zitats von Henri Nannen, gilt auch fürs Porträtschreiben: »Mit einem Erdbeben anfangen! Und dann langsam steigern.«

Ein unveröffentlichtes Beispiel aus einer Übung an der Schweizer Journalismus-Schule MAZ zeigt dies deutlich:

Reden ist Silber, Schweigen tut weh!

E.B. Architektin ohne Arbeit redet lieber nicht darüber; sondern drum herum: Besuch bei einer arbeitslosen Intellektuellen, die so tut, als sei gar nichts geschehen. Außer einem Zufall und der vermaledeiten europäischen Einigung.

Genau so haben wir das erwartet. An der Turnerstrasse stehen ja nur solche Häuser; 19. Jahrhundert, wahrscheinlich renoviert. E.B.s Büro ist nicht renoviert, die Böden knarren wie üblich, die Räume sind wie immer bei Architekten so gut wie leer; und die wenigen Möbel sehen aus, als müssten sie verdursten. Im Arbeitszimmer liegen zahllose Bücher auf den Tischen herum, doch nach Arbeit riecht es nicht. In einer kleinen silbernen Thermosflasche hat E.B. Espresso von zu Hause mitgebracht. Schönes altes Design, keine Frage, doch einschenken kann man nicht, ohne dass es peinlich wird. Das weiße Pult ist bald voll von braunen Ringen und Teichen. E.B. ist bestürzt und überlässt uns die Arbeit, setzt sich hin, wartet, raucht, drückt die Zigarette aus, raucht ...

Diese Architektin hat keine Chance mehr. Der Journalist war zwar fasziniert von dieser Frau und wollte diese Gefühle weitergeben. Durch die Ansammlung negativer Bilder am Anfang aber, die zwar alle stimmen und für sich allein eine gute Charakterisierung ergeben, wird der gesamte Eindruck so stark geprägt, dass das negative Bild bis zum Schluss stehen bleibt.

Der Titel muss die Person treffen, sie charakterisieren, sie einordnen oder beschreiben.

Zitate sind eine beliebte Form:

Ich bin ein Parvenue

Politiker, Immobilienhändler, Industrieller, Intellektueller? Wer ist Guido Tettamanti, der neue Hauptaktionär der Weltwoche? Ein Wochenende in seinem Haus in Lugano.
(Weltwoche 22/2002)

Berufe können zu kreativen Wortkombinationen führen:

Der Geniestreicher

Daniel Hope wuchs im Haus eines legendären Geigenvirtuosen auf. Dort lernte er, wie man die Welt der Klassik erobern kann: mit eigenem Stil.
(Süddeutsche Zeitung Magazin, 27. September 2007)

Global Player

Mädchen kreischen, wenn er sein T-Shirt auszieht, Tennis Champions schwärmen von seinem Spiel und Journalisten entzückt er mit seiner Zuvorkommenheit. Roger Federer und die Magie des Erfolgs: Nahaufnahmen aus Dubai und ein spätabendliches Gespräch.
(Weltwoche 12/2007)

Die Schlüsselfigur

Im Luxushotel ist er die wichtigste Anlaufstelle: Der Concierge macht alles möglich. Besuch bei der gefährdeten Art.
(Das Magazin 33/2007)

Der Mega-Dealer

Vom kleinen Posterhändler zum mächtigsten Kunst-Tycoon: Der New Yorker Larry Gagosian verkörpert den Mythos des amerikanischen Traums.
(Cicero 9/2007)

Charakterisierungen gefallen, sind aber nicht ganz einfach, weil sie als Titel noch plakativer wirken als im Text:

Ein Grobian als Premier

Der tschechische Premierminister Milos Zemann ist für starke Sprüche bekannt. Seine Bilanz als Regierungschef fällt eher schwach aus.
(Profil 4/2002)

Der Wahrsager

Sepp Moser und die Swissair – das war wie eine langjährige Zweierkiste. Die Swissair trank ab und an ein Gläschen über den Durst. Sepp sagte: »Stopp!« Die Swissair soff weiter. Und wurde Alkoholikerin.

(Das Magazin 41/2001)

Gelegentlich verleiten *Namen* zu Höhenflügen in Titeln:

Johans Passion

Sein Weg vom FC Flamat zum holländischen Meister PSV Eindhoven ist zu vergleichen mit einem fanatisch getimten Steilpass. Nun trainiert sich Johan Vonlanthen durch den ersten Durchhänger. Beobachtung des grössten Schweizer Stürmertalents.

(Weltwoche 40/2004)

Ich, der Ursprung

Heinrich Ursprung, der Pfau im Forscherzirkus.

(Bilanz April 1993)

Super-G

Seit ihn vor 25 Jahren der Berg rief, versucht er ihn zu bezwingen. Auf Skis. Talwärts. Durch den Stangenwald. Inzwischen ist Marc Girardelli der erfolgreichste Schussfahrer aller Zeiten. Ist er seinem Ziel dadurch näher gekommen? Eine Begegnung fernab der Pisten.

(Das Magazin 26/1996)

Glauben wir ein ganz speziell treffendes Bild gefunden zu haben, nutzen wir es. Doch sicherheitshalber lassen wir es von Kollegen testen. Die Gefahr eines Absturzes droht in diesen Fällen oft.

Nachdem der Titel gesetzt ist, bieten sich für den Einstieg in den Text recht unterschiedliche Arten an:

Eine *Szene* oder ein *Schauplatz*:

Alles wäre ganz anders gekommen, wenn Daniel Hopes Mutter damals die Stelle beim Erzbischof von Canterbury angenommen hätte. Stattdessen wurde sie Privatsekretärin von Yehudi Menuhin. Wenn der kleine David seine Mutter besuchte, wanderte er durch eine Villa, in der die Bilder berühmter Geiger an den Wänden hingen und Menuhins Stradivari offen herumlag ...

(Süddeutsche Zeitung Magazin, 27. September 2007)

Draußen wartet schon die Limousine. Gay Talese strafft seinen noch immer schlanken, festen, feingliedrigen Körper und schließt die Jacke seines Anzuges, es ist der dritte des Tages, Talese zieht sich immer mindestens drei Mal am Tag um. (Dirk Peitz in: Süddeutsche Zeitung, 22. April 2007)

Ein *Zitat* oder *Dialog*:

»Mary war so schön«, sagt Bob, »Sie war 21, ich war 42, als wir uns kennen lernten. Niemand hat verstanden, warum sie sich mit so einem alten, kahlköpfigen Sack wie mir eingelassen hat.« Er reibt sich die Hand auf seinem sommersprossigen Schädel herum.
(Alexander Osang, Reporter beim »Spiegel«, August 2000)

»Ein Schlüsselerlebnis hätten Sie gern? Das ganze Leben war eines. Ich war in der vierten Klasse, 1918, als ein Italienerkind, der kleine Soldera, das Tintenfass umkippte ... Ist es das, was Sie hören möchten, Herr Journalist?«
(Erwin Koch in: Das Magazin 17/1997. Das vollständige Porträt ist ab Seite 151 abgedruckt.)

Eine typische *Wertung*, *Einordnung*:

Guido Tettamanti ist ein eitler Mensch. Er ist arrogant und machtbewusst dazu. Das sagt er alles über sich selbst. Er könnte mich entlassen, falls ihm nicht gefällt, wie er sich hier beschrieben sieht
(Martin Beglinger in: Weltwoche 22/2002)

Eine *Beschreibung der Person*:

Der groß gewachsene, bullige Mann aus Kolin hat seine Schwächen: Der Kettenraucher trinkt gerne Rotwein und Becherovka Likör. Nicht zu knapp ...
(Otmar Lahodynsky in: Profil 4/2002)

Der freundliche, seriöse Herr im grauen Anzug, der im fünften Stock der Grazer Andritz AG in seinem unspektakulären Büro zu Mittag seine Jause auspackt, hat in den letzten zwölf Monaten gut 105 Millionen Euro verdient.
(Karl Riffert in: Trend 1/2007)

Hauptstilmittel im Lauftext

Im Lauftext brauchen wir *Perspektiven-* und *Tempowechsel*. Man kann eine Person in gewissen Abschnitten »herzoomen«, sie ganz nah heranholen, und sie dann wieder in der Totale zeigen. Man kann aber auch gewisse Zeitperioden, Ereignisse sehr detailliert und ausführlich beschreiben und die Nächsten raffén, quasi im Telegrammstil.

Man kann vom bilderreichen, schildernden Absatz zum sprachlich knappen, analytischen, vom Szenischen zum Hintergründigen Übergänge schaffen, oder man kann hart schneiden.

Auch ein *Motto* kann ein Stilmittel sein, etwa im Porträt des Architekten Renzo Piano unter dem Titel »Vor dem Wind«:

Vor 45 Jahren hat sich Renzo Piano, der am Meer in Genua aufgewachsen ist, sein erstes Boot gebaut, ein Segelboot, dessen Rumpf aus Schichtholz bestand. Dann konstruierte er etwa alle zehn Jahre jeweils ein neues Boot ... das Bild vom Boot und dem Bootsbauer zieht sich als roter Faden durch den Text und endet im Schluss: Sie feiern das Licht und machen keinen Wind. Sie wissen aber, wie man sich diesen zu Nutze macht, um voranzukommen, um Entdeckungen im Altbekannten zu machen.

(Gerhard Matzig in: Süddeutsche Zeitung, 14. September 2007)

Der Schluss

Der Schluss steht wie bei Ludwig Thomas »Münchner im Himmel« oft am Anfang der Geschichte. Denn »dass die bayerische Staatsregierung noch heute auf himmlische Eingebungen wartet«, darauf schrieb der Literat und Journalist Thoma hin. Oft ist es ein Bild, das uns so beeindruckt, dass wir auf es hinschreiben. Oder, wie Michael Haller es formuliert: Die Pointe feiert den Sieg der These. Das kann in Form eines *Zitates* oder einer *Interpretation* sein. Klassisch ist ein Schluss, der den Anfang des Textes wieder aufnimmt. Das gelingt mit einer Rahmenhandlung, mit einer Anekdote, deren Pointe erst am Ende aufgelöst wird, oder mit einem roten Faden, der immer wieder im Text aufscheint:

In Türkenfeld weiß jeder, was ich getan habe. Aber keiner spricht mich an. Dabei müssten sie einfach nur sagen: »Mensch Herbert, wie geht es dir denn so allein, ohne Gretel?« »Naja«, würde ich sagen. »Sie ist da. In meinem Herzen.« (Sebastian Glubrecht in: Süddeutsche Zeitung Magazin, 4. August 2006)

Otto stand (am Ende eines Kartenspiels mit Freunden, Anm. der Redaktion) mit einem Franken und sechzig Rappen in der Schuld. Als der Finanzminister des reichsten Landes der Welt in seinem unvermeidlichen Braunbüffeleui nur ein Zweifrankenstück fand, rief er die Serviertochter und bat sie um Münz (Kleingeld).

(Tages-Anzeiger Magazin, 20. Oktober 1990)

Shawne lächelte bescheiden. Shawne-Sein ist ohnehin die einzige Rolle, die sie beherrscht: ein Kind am Dessertbuffet des Lebens, eisern dazu entschlossen, sich durch nichts und niemand von diesem Platz vertreiben zu lassen.

(Weltwoche 43/2001)

»Frau Pletscher, gab es nie einen Mann, der in Frage kam?« »Es gab einige«, sagt sie, »aber immer war da etwas, das mich zaudern ließ. Eine Ehe und ich?« Schließlich härtet sie den Satz: »Es ging, mein Herr, ohne Herren bestens.« Wieder die 89-jährige Hand auf den Tisch, zack. »Und letzte Woche kaufte ich mir ohnehin einen Computer.«

(Das Magazin, 17/1997)

Zu vermeiden sind Schlusskommentare, in denen der Journalist, die Journalistin in einer Art Generalvorhersehung bewertet:

Es ist klar, xy wird ihren Weg zu Ende gehen.
(Übungsbeispiel)

8.3 Die Sprache

Ein gutes Porträt lebt auch von einer gut geschriebenen attraktiven *Sprache*. Plakatives und Klischees sind zu vermeiden. Sie soll schlicht sein, unpräntentiös, präzise, konkret und in einem angenehmen Rhythmus voranschreiten. Sie soll die porträtierte Person in den Vordergrund stellen und zu ihr passen. Ein Nobelpreisträger in Physik spricht anders als ein Automechaniker, eine Ärztin anders als eine Frisörin. Ich muss eine Person nicht nur sehen, ich muss sie auch hören. Eigenheiten kommen primär in Zitaten zum Ausdruck: